

Vom Menschen her denken

Potentiale multifunktionaler (Kultur)Institutionen im ländlichen Raum.

Vortrag zur Tagung: „Verödung. Kulturpolitische Gegenstrategien“
am 22./23.11.2013 Haus Klingewalde/Görlitz

Anne Pallas, Geschäftsführerin Landesverband Soziokultur Sachsen e.V.

„Wir werden kleiner, klüger und kooperativer“¹ Christian Schramm, der Präsident des Sächsischen Kultursenats, traf diese Einschätzung auf einer Tagung der sächsischen Landeszentrale für politische Bildung. Er zeigt an, dass der Wandel an sich kaum aufzuhalten ist (kleiner) und es also darum gehen muss, die Folgen zu gestalten und die darin liegenden Chancen zu nutzen (klüger und kooperativer). Über Prognosen hinaus, gilt es jetzt aktiv zu werden und eine Debatte verschiedener Gestaltungsansätze zuzulassen und zu befördern.

Ich möchte Ihnen Beobachtungen, Ableitungen und Lösungsansätze aus der soziokulturellen Praxis vorstellen, die sich mit einer Frage beschäftigen: Wie erhalten und entwickeln wir Lebensqualität, starke Gemeinschaften und damit zukunftsfähige Regionen mit Innovationspotenzial? Anders gesagt, wie befördern wir ein positives Image der Regionen?

Ich möchte zunächst die Richtung meiner Ausführungen verdeutlichen. Erstens: Kulturpolitik ist Gesellschaftspolitik und hat damit auch den Auftrag jenseits von Einlassungen über Kunstfreiheit, ästhetischer Aneignung oder dem Auratischen der Kunst, Gesellschaft zu gestalten. Und zweitens: es geht auch um die Kraft, die Krisen innewohnt. Der Wandel der Bevölkerungsstruktur wird in den meisten Fällen als Krise und damit als Bedrohung empfunden. Wir können ihn aber auch als Chance sehen, Strukturen verändern zu können.

Regionen und Kommunen, die von starkem Bevölkerungsrückgang betroffen oder bedroht sind, müssten eigentlich drei Strategien verfolgen:

- der Abwanderung etwas entgegen setzen;
- die Zuwanderung fördern;
- alle Potentiale des Gemeinwesens ausschöpfen;

Ich möchte diese Strategien zunächst mit kulturpolitischem Handeln untersetzen und anschließend in einem Ansatz zusammenführen. Dabei werde ich abschließend die Bedingungen und Rahmen nennen, die nötig sind, um eine institutionalisierte Multifunktionalität im Gemeinwesen gewährleisten zu können.

¹ Der Mensch geht – der Wolf kommt? Ein Beitrag aus kommunalpolitischer Sicht. Vortrag auf der Tagung „Schneller, Höher, Älter – Sachsen 2030“ am 20.11.2013 in Dresden

Der Abwanderung entgegen wirken

Die erste Frage ist, wer geht? Es gehen vor allem junge, aktive und gut ausgebildete Menschen, und insbesondere junge Frauen!² Albrecht Göschel hat das, zumal in Ostdeutschland, als eine Art Heiratsflucht bezeichnet, weil der heimische Männermarkt zu unattraktiv sei.³ Abwanderung ist also selektiv. Das Problem ist dabei weniger die Verringerung der Bevölkerung, sondern eine einseitige Abwanderungsbewegung der Jungen und Aktiven, die eine Restbevölkerung übrig lässt. Speziell in Sachsen gehen junge Menschen nach Dresden, Leipzig oder Berlin. Im Jahr 2013 handelt es sich also weniger um eine Ost-West-Binnenwanderung, sondern um Landflucht bzw. positiver ausgedrückt: um eine Re-Urbanisierung.

Die zweite Frage ist, warum gehen sie? In der Hauptsache geht es immer noch um Ausbildungs- und Berufsziele, die im eigenen Ort nicht verwirklicht werden können, aber auch um das schlechte Image, das manche Regionen für junge Menschen ausstrahlen. Dabei gab es schon immer Wanderungsbewegungen vom Land in die Stadt, etwa zu Ausbildungszwecken. Der Befund heute ist vor allem deshalb so besorgniserregend, weil die jungen Leute selten zurückkehren. In einem Beitrag des MDR zur Situation in Sachsen-Anhalt diagnostizierten Forscher des Leibniz-Institutes eine „Abwanderungskultur“. Demnach hätten junge Menschen kein Vertrauen in die Zukunftsfähigkeit ihrer Heimatregion. Das schlechte Image, so die Forscher, habe sich verfestigt.⁴

Aber es ist möglich, dieser Abwanderungskultur etwas entgegen zu setzen. Denn neben der Arbeitsmarktsituation spielt für das Bleibeverhalten und vor allem Rückkehrverhalten junger Menschen auch die Attraktivität des Ortes und der Region eine Rolle.

Wir sollten uns zum Beispiel fragen: Gibt es ein auf die Lebenswelt Jugendlicher und junger Erwachsener bezogenes offenes und experimentierfreudiges Freizeitangebot? Gibt es Platz für jugendkulturelle Veranstaltungen, auch von jungen Menschen selbstorganisiert? Oder anders ausgedrückt: Fühle ich mich hier als junger Mensch mit meinem Lebensstil willkommen oder fühle ich mich eher abgelehnt in der manchmal eher kleinstädtischen oder dörflichen Beschaulichkeit? Ist hier was los?

Bindungskraft und positive Identifikation mit einem Ort können dann gelingen, wenn junge Menschen in ihrer Region neben jugendkulturellen Veranstaltungen Gestaltungsspielräume vorfinden. Bekommen junge Menschen diese Möglichkeit, binden sie sich zumeist sehr stark und engagieren sich auch dann weiter, wenn sie gezwungen oder gewollt sind, ihren Heimatort zu verlassen (Arbeitsmarktlage).

Dass diese Bindung funktioniert, sieht man zum Beispiel beim Treibhaus in Döbeln – einem soziokulturellen Zentrum in Sachsen. Es wurde aus der Initiative junger Menschen gegründet. Ein Großteil der „Gründergeneration“ ist mittlerweile sehr gut ausgebildet und arbeitet in Berlin, Leipzig oder Dresden. Dennoch fühlen sie sich immer noch mit ihrem Zentrum verbunden und kehren regelmäßig zurück, sind noch Mitglied im Verein oder wirken bei Projekten mit. Das Treibhaus in Döbeln ist für viele ehemalige Döbelner ein „Anker in die Heimat“ und für Döbeln das „Fenster zur

² Vgl. Kröhnert, Steffen; Klingholz, Reiner (2007): Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.

³ Göschel, Albrecht: Demographischer Wandel – Chance oder Bedrohung? Vortrag auf dem 3. Sächsischen Fachtag Soziokultur am 28.11.2012. in Leipzig.

⁴ Beitrag des MDR Info <http://www.mdr.de/mdr-info/abwanderung-sachsenanhalt102.html> (20.11.13)

Welt“. Ähnliches gilt für die Alte Brauerei in Annaberg-Buchholz, die Kulturfabrik in Hoyerswerda, das Steinhaus in Bautzen und andere Kulturhäuser, die mit ihren Programmen auch offen sind für jugendkulturelles Engagement.

Hier verbergen sich über die Zentren hinaus enorme Potentiale für die Regionen. Weil die kreativen und auch kritischen Einflüsse junger Menschen mit Stadterfahrung – ob als Pendler oder Wochenendheimkehrer – auch zu einem weltoffenen Klima beitragen können. Und das ist auch für ortsansässige junge Leute attraktiv. Kurz gesagt, urbanes „Humankapital“ bereichert die ländlichen Regionen.

Wie stark die kulturelle Unattraktivität des ländlichen Raums wirken kann, wird spätestens dort deutlich, wo Menschen in Städten wie Leipzig oder Dresden wohnen, aber zur Arbeit nach Riesa, Torgau oder Döbeln pendeln. Der zunehmende Fachkräftemangel im ländlichen Raum führt dazu, dass die mühsame Suche nach Kultur- und Projektmanagern, Kunstpädagogen oder Sozialpädagogen, Künstlern und Musikern bis hin zu guten Buchführern darin endet, einen Städter zum Pendeln aufs Land zu bewegen. Ich spreche hier nicht unbedingt von Stadt-Land-Pendlern, die bereits ihren Lebensmittelpunkt in einer größeren Stadt haben, sondern von jungen ungebundenen Leuten, denen der kleinstädtische Raum zum Leben zu unattraktiv ist. Das ist die eine Seite des Befundes. Die andere Seite ist auch eine positive, weil durch diesen Austausch auch urbaner Wind durch die Kleinstädte weht, wenn nämlich Städter in ländlichen Institutionen wirken – sei es als feste Mitarbeiter, Kursleiter oder Künstler. Das ist m. E. ein unterschätzter Mehrwert, den Kultureinrichtungen überhaupt in den ländlichen Räumen bewirken, besonders dann, wenn wir von Verödung reden.

Der Abwanderung etwas entgegen zu setzen bedeutet also zuerst, die Zielgruppe, die abwandert in den Blick zu nehmen und deren Lebenswelten, Bedürfnisse und Wohlfühlfaktoren ernst zu nehmen. Etwas pointiert ausgedrückt, wer sein öffentliches Leben allein auf Heimat, Brauchtums- und Traditionspflege und eine Festivalisierung des ländlichen Raums fokussiert, wird selbst bei positiver Arbeitsmarktlage die jungen Leute verlieren. Wir brauchen also ein Umdenken, denn der Schatz jeder Kommune ist die Jugend.

Die Zuwanderung fördern

Auch diese Strategie kann durch die Kulturpolitik unterstützt werden. Zwar mögen zunächst infrastrukturelle oder rechtliche Komponenten ausschlaggebend sein, ob z.B. ausländische Fachkräfte in ländliche Regionen ziehen. Soziokulturelle Komponenten aber werden über deren Bleiben und Ankommen entscheiden. Es geht also um eine Willkommenskultur. Nicht zu unterschätzen ist auch die sogenannte Netzwerkmigration, die einen weiteren Zuzug ausländischer Fachkräfte befördert, wenn sich die ersten Auswanderer wohl fühlen in ihrer neuen Heimat. Bei einem Ausländeranteil von 1 bis 1,8% in den Landkreisen Sachsens (eine Ausnahme bildet der Landkreis Meißen mit 2,4%)⁵ gibt es kaum interkulturelle Einflüsse. Hier kann die Kultur- und Kunstproduktion (und zwar gleich, ob wir von Soziokultur oder Theater, Bibliotheken oder Museen sprechen) auf Grund ihrer genuinen Internationalität Akzente setzen. Es geht also um die Sensibilisierung der Bevölkerung, aber auch um das Erlernen einer interkulturellen Kompetenz

⁵ Sächsischer Landtag/ Statistischen Landesamtes des Freistaates Sachsen.
http://www.landtag.sachsen.de/dokumente/sab/20110114-StatistikDeutsche_und_auslaendische_Bevoelkerung_nach_Landkreisen.pdf (21.11.13).

seitens der Bevölkerung und der öffentlichen Verwaltung. Dafür sind Kultureinrichtungen und besonders Methoden der kulturellen Bildung unabdingbar.

Entscheidend ist auch die soziale Seite von Kultur, die auf Vergemeinschaftung angelegt ist. Jede Gemeinde sollte sich daher die Frage stellen, welche Organisation sich um die Integration ausländischer Bürger oder generell zugezogener Bürger bemüht. Wer schafft z.B. grenzüberschreitende Begegnungs- und Kooperationsstrukturen? Das muss nicht zwingend eine Kultureinrichtung sein aber es ist naheliegend ihr eine solche Funktion zu unterstellen und diese zu fördern. Die Zuwanderung vor allem ausländischer Bürger mit kulturpolitischen Strategien zu fördern bedeutet also zuerst, ein Klima der Weltoffenheit zu ermöglichen und konkrete Formate der Vergemeinschaftung oder Integration zu fördern. Pointiert ausgedrückt: Wer die aus dem Irak stammende Landärztin halten und willkommen heißen will, muss gegen Ausländerfeindlichkeit vorgehen und Möglichkeiten der Teilnahme am öffentlichen Leben schaffen, die auch über den Kirchenbesuch oder die Kirmes hinaus gehen.

Das Thema Zuwanderung beinhaltet noch eine andere Chance für den ländlichen Raum, nämlich den Zuzug junger Familien. Viel Platz, günstiger Wohnraum, Natur und vor allem weniger Anonymität als in den urbanen Zentren sind Standortvorteile in ländlichen Kommunen, die viel stärker ausgebaut werden könnten. Dafür aber müssen die Regionen auch für junge Familien attraktiv sein und zum Beispiel auch Freizeit- und Bildungsmöglichkeiten für Kinder vorhalten.

Ebenso bedeutend ist die Förderung des Gemeinnsinns und damit Gemeinwesens. Soziale Netzwerke, die Kinderbetreuung, gemeinsame Fahrwege oder eine Vielfalt außerfamiliärer Bezugspersonen ermöglichen, könnten zu einem positiven Alleinstellungsmerkmal des ländlichen Raums werden. Getreu dem Motto „es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind groß zu ziehen“ bieten ländliche Gemeinden Umsetzungsmöglichkeiten für dieses Prinzip. Die Chancen bestehen darin, die Stadt-Land-Migration zu befördern. Nämlich dann, wenn gut ausgebildete Mütter und Väter in urbanen Zentren arbeiten aber im geschützten Sozialraum des Kleinstädtischen auf eine starke Gemeinschaft zurückgreifen können. Unter Umständen haben diese Faktoren sogar Einfluss auf die Entscheidung für ein drittes oder viertes Kind.

Im Grunde sprechen wir hier bereits von Community Organizing, welches in kleinstädtischen oder dörflichen Räumen ein großes Aktivierungspotenzial beinhaltet.

Das Gemeinwesen stärken

Die Schräubchen die man im Rahmen von Zuwanderungs- und Abwanderungsbewegungen drehen kann, können die Konkurrenz um Lebensqualität und das Image der Regionen beleben. Damit wird aber nicht der Wandel an sich gestoppt. Überall gilt daher, dass die Potentiale im Gemeinwesen und die Potentiale des Gemeinwesens ausgeschöpft werden müssen. Eine Strategie dafür ist das eben geschilderte Community Organizing. Dieses bietet den Rahmen.

Aber die Aktivierung und Befähigung der Bevölkerung für die eigene Gestaltung des Gemeinwesens braucht auch eine Engagementkultur. Ich möchte das am Beispiel des Engagements Älterer erläutern. Schon fast zur inflationär verwendeten Heilformel geworden, werden selten die damit verbundenen Herausforderungen thematisiert, nämlich wie die Aktivierung dieses Potentials erfolgen kann. Die Frage ist also, welche Methoden und Organisationsformen dieses Engagement befördern können. Dabei interessieren sowohl die Potential- als auch die Verletzlichkeitsperspektive

älterer Menschen⁶. Das eine ist nicht ohne das andere zu denken. Denn als rüstiger Rentner werde ich mich viel eher engagieren, wenn ich erlebe, dass auch die Verletzlichkeitsperspektive z.B. bei Hochbetagten berücksichtigt wird. In diesem Zusammenhang ist das Engagement Älterer auch intragenerationell von Bedeutung. Das bedeutet, dass auch innerhalb der Generation gesunde Ältere z.B. für kranke Ältere eintreten.

Wie dieses Engagementpotential der jungen Senioren zu fördern sei, wird selten erörtert. Spezifische Sozialisierungserfahrungen des Ostens zum Beispiel werden fast immer ausgeblendet. Nach meiner Erfahrung braucht es sehr viel Einfühlungsvermögen, lokale Kenntnisse und eine Kultur als Haltung und Einstellung, die das Engagement für Andere positiv kommuniziert. Allein ein steuernder Rahmen wird dafür nicht reichen. Kultur- und Ehrenamtsarbeit mit Älteren erfordert ein sich Einlassen auf die besonderen Erfahrungen und Bedürfnisse älterer Menschen. Es spricht daher viel dafür, dass ein solches Einlassen eine Aufgabe von Kultureinrichtungen ist.

Potentialförderung im Gemeinwesen muss immer bedeuten, das Gemeinwesen zu stärken. Sonst wird schnell der Vorwurf laut, es ginge darum, staatliche Aufgaben mit Ehrenamt zu ersetzen. Wer das eine will – nämlich die Aktivierung zur eigenen Verantwortungsübernahme – muss auch das andere zulassen – nämlich Einmischung und politische Partizipation seitens der Bevölkerung. Somit geht es auch um die Förderung einer politischen Kultur, deren Kern der sich entfaltende Partizipations- und Gestaltungswille der Menschen in ihrem Lebensumfeld ist. Zugespitzt: wer glaubt, allein durch das Rufen nach mehr Ehrenamt unter Beibehaltung derzeitiger Strukturen und Haltungen, Menschen für ihr Gemeinwesen mobilisieren zu können, wird mindestens in Ostdeutschland scheitern. Eine ehrliche Engagementkultur zu initiieren, ist ein Prozess, der auf Vertrauen, Vorbilder und Anerkennung setzt und auch eine neue Kommunikation seitens der öffentlichen Hand benötigt. Für Kommunen heißt das auch, ein starkes Gemeinwesen auszuhalten.

Was aber braucht ein Gemeinwesen, um diese Kraft zu entwickeln? Es braucht einen Anker!

Seien dies ein Ort oder eine Struktur, auf jeden Fall sind es Menschen, die stellvertretend das Wort ergreifen und somit die Interessen bündeln und kommunizieren können. Diese Ankerfunktion haben besonders bürgerschaftlich getragene Organisationsformen, deren Möglichkeiten im Rahmen des Community Organizing noch nicht voll ausgeschöpft sind.

Der holistische Ansatz in Sachsens Soziokultur und seine administrativen Tücken

Am Beispiel der Soziokultur möchte ich ein Organisationsprinzip vorstellen, das die eben benannten Bereiche zusammenführen kann. Ein kleiner Exkurs zum Ansatz der Soziokultur ist dabei nötig, da gegenüber der Soziokultur noch immer Vorurteile existieren, die – einmal zugespitzt formuliert – von renitenter Antibürgerlichkeit bis zu selbstreferentieller Müslirromantik reichen. Zwar mögen in den siebziger Jahren der alten Bundesrepublik solche Zuschreibungen noch Relevanz besessen haben, im 21. Jahrhundert treffen sie weder für Ost noch für West zu. In Ostdeutschland spielen sie schon deshalb keine Rolle, weil der historische Ausgangspunkt nach 1989 in der ehemaligen DDR nicht dem der Bundesrepublik nach 1968 entsprach. Nicht als Gegenkultur, sondern als Teilhabekultur nach dem Erdulden einer Diktatur empfunden, ging es in den 90er Jahren im Bereich der vormaligen DDR vor allem darum, etwas Neues mitaufzubauen, (weniger darum, eine Alternative zu etwas

⁶ Kruse, Andreas (2013): Alternde Gesellschaft – eine Bedrohung? Berlin – Soziale Arbeit kontrovers Bd. 2; Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V

Bestehenden zu bieten, wie in der Neuen Kulturpolitik West der 70er Jahre⁷) Die noch immer vermuteten Antagonismen zwischen Hoch und Breitenkultur spielten und spielen zumindest in Sachsen kaum eine Rolle.⁸ Außerdem lassen sich die Ansätze von Kulturarbeit, gewissermaßen in der Wortverbindung von Kultur und Arbeit, in Ostdeutschland nahezu lückenlos bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen.⁹ Die ersten Volkshäuser der Arbeiterkulturbewegung tragen diesen Ansatz genauso wie die Kulturhäuser in der DDR; dementsprechend hat die Hochschule Potsdam ihren einschlägigen Studiengang auch „Kulturarbeit“ (E. Binas) genannt. Unter Berücksichtigung der jeweiligen unterschiedlichen Gesellschaftssysteme, in denen diese Vorläufer wirkten, bleibt eine Gemeinsamkeit festzuhalten. Nämlich die Grundannahme, mit den Mitteln von Kunst und Kultur Gesellschaft gestalten zu können und dies auch zu wollen.¹⁰

In der Sparte Soziokultur aufgegangen sind nach 1989 in Ostdeutschland ehemalige DDR-Kulturhäuser und Jugendclubs, neue (jugend)-kulturelle und kulturpädagogische Initiativen sowie aus Bürgerbewegungen heraus entstandene Vereine, die der demokratischen Erneuerung in Ostdeutschland zuzuordnen sind. Die ostdeutschen Vereine und Initiativen übernahmen den Begriff Soziokultur. Er ist leider auch heute noch sperrig und wenig klärend. Der Begriff Sozio-kultur ist genau genommen ein Pleonasmus, da Kultur in einem weiten Verständnis immer auch Gemeinschaften und Gesellschaften mit ihren spezifischen Kulturen meint. Eine Sozio-, also Gemeinschaftskultur betont somit den Ansatz einer Kultur, der weniger von Exklusivität, Virtuosität oder Kontemplation ausgeht, sondern dessen Bezug in der Gesellschaftlichkeit liegt.

In diesem Zusammenhang ist die Soziokultur keine eigentliche Kultursparte. Sie ist vielmehr ein Funktionsprinzip, dessen Ziel in der Gestaltung der „guten“ Gesellschaft liegt. Konkreter gesprochen sind es die Kommunen und ihre Bürger, für die der soziokulturelle Ansatz Sorge trägt. Deren Zukunftsfähigkeit und Potentiale, Beziehungskulturen zu entwickeln, in der jeder Einzelne spürt, dass er gebraucht wird, stehen über dem Ansatz von Kulturarbeit. Darin vereint ist die Vorstellung, dass Kunst und Kultur die Kraft haben, Gemeinschaften zu stärken und Gesellschaften zu gestalten. Deshalb vertritt die Soziokultur selbstverständlich alle Sparten aber auch die Medienpädagogik, Jugendarbeit, kulturelle Bildung als politisch-soziale und künstlerisch-ästhetische Bildung und fördert darüber hinaus das bürgerschaftliche Engagement. Soziokulturelle Zentren sind dabei die stärkste Konkretion des soziokulturellen Ansatzes. Sie fungieren nicht nur als Mehrspartenhäuser, sondern auch als genreübergreifende Kulturanbieter und sind darüber hinaus in der kulturellen Bildung tätig. Vor allem zeichnen sie sich durch eine starke Verbindung in das und an das Gemeinwesen aus.

⁷ Vgl. Sievers, Norbert; Wagner, Bernd (Hrsg.) (1994): Blick zurück nach vorn. 20 Jahre Neue Kulturpolitik. Hagen: Kulturpolitische Gesellschaft.

⁸ Vgl. Knoblich, Tobias (2001): Das Prinzip Soziokultur. Geschichte und Perspektiven. Aus Politik und Zeitgeschichte 11/2001; (2003): Soziokultur in Ostdeutschland. Aus Politik und Zeitgeschichte 5/2003

⁹ Vgl. Groschopp, Horst (1993): Der singende Arbeiter im Klub der Werktätigen. Zur Geschichte der DDR-Kulturhäuser; ders. (1994): Kulturhäuser in der DDR. Vorläufer, Konzepte, Gebrauch. Versuch einer historischen Rekonstruktion. ders. (1994a): Gab es in der DDR Soziokultur?; ders. (2001): Breitenkultur in Ostdeutschland. Herkunft und Wende – Wohin?

¹⁰ Pallas, Anne (2010): Soziokultur, Volkskultur – Breitenkultur. Eine Analyse breitenkultureller Konzepte in der DDR und der BRD. Unveröffentlichte Masterarbeit an der Dresden International University.

In diesem Sinne folgt die Kulturarbeit einem sehr pragmatischen Ansatz, der ohne subversive Zuschreibungen auskommt.¹¹ Die Soziokulturellen Zentren Sachsens haben dabei ein Profil entwickelt, das sie als multifunktionale Kultureinrichtungen ausweist. Ich würde sagen, dass sie in Art und Weise ihres Wirkens systemstabilisierend sind.¹² Das Prinzip der ganzheitlichen Aufgabenübernahme ist aber selbstverständlich übertragbar. Zum Beispiel sind auch Bibliotheken oder Museen als multifunktionale Institutionen denkbar, weil auch hier große Potentiale bestehen, über die literarische oder museale Aneignung hinaus, als gemeinschaftsbildender Kulturort zu fungieren.

Die Kapitel zuvor haben kulturpolitische Strategien vorgestellt, deren Wirkung nur ganzheitlich also zusammengeführt funktionieren kann. Durch Imageverbesserung kann der Abwerbung nur dann positiv entgegen gewirkt werden, wenn das Image auch für Weltoffenheit steht. Diese Offenheit als gelebte und damit im Gemeinwesen verankerte Selbstverständlichkeit kann die Zuwanderung positiv beeinflussen. Ohne die Stärkung des Gemeinwesens und eine damit verbundene Förderung sozialer Netzwerke ist wiederum ein Imagewandel kaum denkbar. Und all das korrespondiert mit einer Engagementkultur, welche eine positive Wirkung auf alle genannten Arbeitsfelder hat.

Es gilt, diese Strategien sinnvoll zusammenzubringen und auch fördertechisch darzustellen. Dass dies eine große Herausforderung darstellt, wissen die vom Landesverband Soziokultur vertretenen Kulturhäuser aus der praktischen Arbeit. Mehr als ein Drittel der Soziokulturellen Zentren in Sachsen sind bereits Kultur- und Jugendeinrichtungen im Sinne des § 11 SGB VIII. Die damit einhergehende Aufsplitterung der Ressortzuständigkeit verhindert mit aller Macht, dass diese Teile zusammengeführt werden. Zwar gelingt das vielen Zentren aus eigener Kraft und Einsicht, aber die Hürden sind gewaltig. Von unterschiedlichen Verwendungsnachweisen, Geschäftsberichten und Ansprechpartnern in der Kommune, bis hin zur geteilten Außenvertretung ist dies eine deprimierende Situation. Besonders dann, wenn wie im Falle des Kulturwerks Riesa, der Jugendbereich erhalten bleibt, aber die Kulturseite nicht mehr gefördert werden soll. Oder umgekehrt der Jugendbereich eingespart wird, in der Annahme die Kulturarbeit ginge einfach so weiter. Besonders traurig ist es, wenn sich die Ressorts gegenseitig die Verantwortung zuschieben: zum Beispiel kann ein Chor mit Jugendlichen je nach Betrachtungsweise kulturelle Bildung bzw. Nachwuchsförderung sein (Bereich Kultur). Er kann als kulturelle Jugendbildung (Bereich Jugendarbeit § 11) verortet werden oder wenn sogenannte benachteiligte Jugendliche teilnehmen, könnten wir auch von Jugendsozialarbeit sprechen (Bereich Jugendsozialarbeit § 13). Wenn aber drei zuständig sind, will keiner zuständig sein.

Ich sage Ihnen hier ganz deutlich: In der Praxis lassen sich Jugendarbeit und Kulturarbeit nicht voneinander trennen! Und wenn es darum geht, die jugendliche Abwanderung zu stoppen und eine Rückkehr zu ermöglichen dürfen wir die Bereiche schon gar nicht trennen, weil wir wertvolle Möglichkeiten der Zusammenarbeit verspielen. Gerade für den ländlichen Raum bin ich mir sicher, dass wir uns die Separierung der Ressorts – und damit der Bevölkerungsteile – künftig nicht mehr leisten können. Genau genommen war das noch nie besonders fruchtbar, weil es das menschliche

¹¹ Nicht zuletzt die Ergebnisse der Bestandsaufnahme zur sächsischen Soziokultur haben diese Wahrnehmung bestätigt. Besonders im Selbstverständnis der Akteure zeigte sich, dass Kulturarbeit nicht etwa als Gegenkultur oder Klientelpolitik empfunden wird, sondern als Teilhabekultur, die die Gesellschaft als Ganzes im Blick hat. Vgl. Landesverband Soziokultur Sachsen e.V. (2013): Soziokultur in Sachsen – 2013. S.82ff.

¹² Vgl. Pallas, Anne; Gaede, Andrea: Soziokultur in Sachsen – Zwischen Müsliromantik und Kulturhausvergangenheit. Vortrag im Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst am 30.01.2012 im Rahmen einer Mittagsbegegnung.

Zusammenleben in Verwaltungseinheiten trennt. Auch andere gesellschaftliche Aufgaben, wie sie etwa das Inklusionsthema und die kulturelle Bildung erfordern, werden wir nur ressortübergreifend bewerkstelligen können.

Inbegriff soziokultureller Arbeit ist der ganzheitliche am Gemeinwesen orientierte Ansatz einer Kulturarbeit, der versucht, die Grenzen aufzulösen. Wünschenswert wäre, dass dieses Prinzip über die Soziokultur hinaus zur Anwendung käme und auch innerhalb bestehender Strukturen (Kultur-, Jugend-, Bildungseinrichtungen) Unterstützung erfährt. Noch längst sind die hierin liegenden Potentiale nicht ausgeschöpft. Schon Jugend- und Kulturarbeit zusammenzuführen, erweist sich – wie eben beschrieben – als schwierig. Was aber wäre, wenn Kultur-, Bildungs-, Jugend- und Sozialarbeit, ja selbst Wirtschaftsförderung und Liegenschaftsverwaltung zusammen gedacht würden?

Eine Vielzahl kulturpolitischer Strategien zu einer kommunalpolitischen Strategie zusammenzuführen könnte eine neue Organisation des Gemeinwesens bewirken und auch neue Institutionstypen hervorbringen. Ich bin mir leider sicher, dass diesen Weg – wenn überhaupt – nur kleine Kommunen in Not gehen können. Denn machen wir uns nichts vor, die Separierung des Lebens in Zuständigkeiten haben wir auf allen Ebenen durchdekliniert, von der Bundes versus Länderebene bis zur Landes- versus Kommunalebene und zur Gemeinde- versus Bürgerebene. Gerade deshalb könnten kleine Kommunen zum Vorreiter einer Entwicklung werden, die auch für große Städte Vorbildwirkung haben könnte, indem sie einen ganzheitlichen Ansatz in kommunalpolitische Strategien übersetzen.

Das Organisationsprinzip und dessen Bedingungen

Die Maxime sollte lauten, die Organisation des Gemeinwesens vom Menschen her zu denken. Die Frage, die uns leiten sollte, lautet: Was brauchen die Menschen und wie stärken wir sie? Man kann auch konkret fragen: Welche Organisationsform kann diese vielfältigen Aufgaben übernehmen und ist dabei vergleichsweise kostengünstig? Ich sage daher ganz klar: Mehr Mut zum Gemeindezentrum mit soziokultureller Ausrichtung, Verdichtung der Angebote, da wo es geboten ist und eine ressortübergreifende Förderung!

Ich stelle mir ein Kulturhaus vor mit Ehrenamtsorganisation, Tauschbörse, Hausaufgabenhilfe, Jugend- und Seniorentreff, gern auch räumlich separiert aber organisatorisch verbunden, weil auch spezifische Lebenswelten berücksichtigt werden müssen. Generationsübergreifendes entsteht dann eher zufällig, auf Kontakt und Begegnung beruhend, freiwillig, authentisch. Ein Kulturhaus, das auch beratend tätig ist, mit direktem Draht zur Verwaltung, zu Schulen, Kitas sowie ansässigen Unternehmen, mit Punkkonzerten und Lesungen, selbstgemachter Marmelade und Diavorträgen, Hutzenabend und Klavierkonzert, Töpferkurs und musikalischer Früherziehung, mit Proberäumen und Bühne, Schuleinführungs- und Weihnachtsfeiern, mit Knowhow-Vermittlung für andere Vereine, Raum für Kreistagsitzungen und Bürgergespräche aber auch Ort für Bürgerbegehren. Ein Haus mit Mut zur Bookingverantwortung für professionelle Theater und Bands, mit Philharmoniekonzerten und Märchenstunde, Jam Sessions und Partys, mit Gastronomie, Heimatmuseum und Bibliothek – vielleicht auch nur als Büchertauschbörse organisiert.

Kurz gesagt: ein multifunktionales Haus mit multifunktionaler Nutzung und Ausstattung. Ein Haus, das auch Freiräume für interessierte Bürger, Vereine und Andere bereithält. Ein Haus, dessen Akteure auch unbequeme Fragen stellen und damit auch als Anwalt des Gemeinwesens fungieren.

Wie wichtig das ist, zeigt sich gerade in Schneeberg. Zur aktuellen Asylproblematik in Schneeberg greift das Soziokulturelle Zentrum „Goldne Sonne“ zusammen mit der Landeszentrale für politische Bildung ein gesellschaftliches Zerwürfnis auf und beginnt eine wichtige Diskussion. In diesem Sinne dürfen solche Zentren nie nur Dienstleister sein, sondern immer auch Orte gesellschaftlichen Wirkens.

Ich möchte Ihnen drei Bedingungen nennen, die meines Erachtens erfüllt sein müssen, um ein solches Kulturzentrum zum Erfolg zu bringen. Ich stütze mich dabei auf die Erfahrungen und Beobachtungen aus der soziokulturellen Praxis.

1. Sie brauchen ein hervorragendes Management, um einen Multiplikationseffekt zu erzeugen. Eine Art Sozial-, Kultur- und Gemeindefmanagement. Kein Ehrenamt! Denn hinter den beschriebenen Funktionen stehen ausgefeilte Konzepte. Community Organizing zum Beispiel ist eine Strategie, kein altruistisches Wollen. Das Audience Development steht für eine strategische Publikumsentwicklung, die vor allem die Bedürfnisse und spezifisch lokalen Gegebenheiten in den Blick nimmt. Bis hin zum Marketing, was nichts weiter heißt als: „Tu Gutes und rede darüber!“, damit es jeder versteht, mitbekommt und selber mitmacht. Auch Kompetenzen in Buchführung und Veranstaltungsrecht, GEMA, KSK, Facebook und Co. gehören zum Gelingensrahmen für multifunktionale Kultureinrichtungen.
2. Sie brauchen die Beteiligung also Teilhabe der Bevölkerung. Dabei meine ich mit Teilhabe die Gegenseitigkeit von Geben und Empfangen. Denn ein Großteil der Organisation des Gemeinwesens muss über ehrenamtliche Strukturen laufen. Teilhabe heißt auch, Partizipation und Verantwortungsübernahme im Gemeinwesen anzuregen, sich politisch einzubringen aber auch selbst künstlerisch tätig zu werden. Es geht um Selbstbefähigung. Das setzt voraus, dass ein solches multifunktionales Zentrum von der Bevölkerung anerkannt und getragen sein muss und die darin wirkenden Angestellten sich des Dienstleistungscharakters bewusst sind, den ihr Haus innehat.
3. Sie benötigen die hundertprozentige Partnerschaft zwischen Kommune und Kulturzentrum. Dies vor allem, weil es um ein Querdenken geht, um Ressortzusammenlegung und Verhandlung auf verschiedenen Ebenen: zwischen Landkreisen und Land, Kommunen und – in Sachsen – auch den Kulturräumen. Die Kommune ist auch deshalb der wichtigste Partner, weil es um kommunale Aufgaben geht. Ein solches multifunktionales Zentrum ist keine freiwillige Leistung, kein Sahnehäubchen, sondern ein Standortfaktor. Über solche Standortfaktoren könnten die Kommunen zukünftig in eine gesunde Konkurrenz treten.

Ich möchte noch einen weiteren Mehrwert verdeutlichen, der oft keine Beachtung findet. Am Beispiel der soziokulturellen Kulturhäuser in Sachsen wird deutlich, dass diese einen Drittmittelanteil von rund 22% haben. Das heißt für Sachsen, dass mit insgesamt 9 Mio. Euro öffentlicher Förderung der Häuser, weitere rund 5 Mio. Euro in die Kommunen fließen, die durch Drittmittel von den Zentren akquiriert werden. Weitere 8 Mio. Euro erwirtschaften die Zentren selbst.¹³ Ein multifunktionales Kulturzentrum kann daher auch als Wertschöpfung für die Kommune betrachtet werden und muss in diesem Verständnis auch unternehmerisch – nicht kommerziell – handeln. Man könnte die Liste der Möglichkeiten sicher noch weiter führen. Ein starkes an die Gemeinde gebundenes und zivilgesellschaftlich getragenes Kulturzentrum könnte auch als Träger für andere Aufgaben fungieren: für die Kita, die Schule oder das Seniorenheim, den Bäcker, die Sparkasse oder

¹³ Landesverband Soziokultur Sachsen e.V. (2013): Soziokultur in Sachsen – 2013. S.43ff

den Tante Emma Laden – warum auch das nicht einmal zusammendenken? Denkbar ist auch ein multifunktionaler Ansatz, der weniger von einer Institution ausgeht, als von einer Struktur. Der Stadtverein Weißwasser ist ein solches Modellprojekt, bei dem ein durch die Bürgerschaft und die Kommune getragener Verein als Initiator wirkt, Netzwerke bildet, Engagement mobilisiert, Projekte initiiert und realisiert. Der Verein unterstützt Menschen, die die Lebensqualität ihrer Stadt aktiv gestalten möchten.

Viele der benannten Tätigkeitsfelder umschreiben soziale Funktionen, die auch von anderen Trägern im Gemeinwesen erfüllt werden können. Seien dies Familienzentren oder Mehrgenerationenhäuser, Bürgerstiftungen oder Freiwilligenagenturen. Dennoch möchte ich diese Arbeitsfelder einer kulturpolitischen Strategie unterordnen. Dies vor allem in dem Verständnis, dass Kulturpolitik nicht nur Kunstpolitik sondern Gesellschaftspolitik ist. Denn es geht auch um unsere Kultur, um die Bedingungen, Haltungen und Einstellungen, die wir benötigen, um eine Kultur der gegenseitigen Achtsamkeit zu pflegen und als höchstes Gut anzuerkennen. Warum dies Kultureinrichtungen besonders gut können, liegt darin, dass sie neben den caritativen und am Gemeinwesen orientierten Leistungen auch Unterhaltung, Freude, Entspannung und intellektuelle Reize bieten. Kurz: Vergnügung – oder, wie Bertolt Brecht dies einmal sinngemäß formulierte: die nobelste Funktion der Kultur sei ja die Vergnügung. Damit erreichen sie einfach mehr Menschen! Nämlich auch die, die kein Problem haben, keine Hilfe benötigen oder – im verwaltungstechnischen Jargon ausgedrückt – eine nicht förderfähige Zielgruppen sind. Ich sehe an dieser Stelle einmal von den Argumenten eines Rechtes auf Kultur und kulturelle Bildung für alle Generationen und Milieus ab, weil dieses Argument zwar richtig ist, aber im Kontext freiwilliger Leistungen nur zu oft als Sonntagsrede taugt. Ich konzentriere mich daher nicht auf das Gerechtigkeits- und Zugangsargument, sondern auf den gesellschaftspolitischen Nutzen.

Pragmatisch betrachtet: wenn in einem Gemeinwesen die Starken die Schwachen unterstützen sollen, muss es einen Ort geben, der beide Gruppen zusammenführt. Dafür müssen auch die Bedürfnisse beider Gruppen berücksichtigt werden. Also kein an Defiziten orientiertes Kulturprogramm, sondern eines, das herausfordert, anregt und Spaß macht. Es geht auch nicht unbedingt darum, alle Bevölkerungsteile zu erreichen, sondern verschiedene. Weil sich dadurch die Chancen auf Kontakt und gegenseitige Unterstützung erhöhen. Ich spreche von Synergieeffekten und auch davon, das soziale Handeln von der Sozialarbeit abzukoppeln und als Kulturleistung einer Gesellschaft anzusehen.

Die Multifunktionalität von Institutionen könnte die Ressortzuteilung auflösen, weil es schlussendlich keine Rolle mehr spielt, ob der eigentliche Träger ein Mehrgenerationenhaus, eine Bibliothek, ein Theater oder ein soziokulturelles Zentrum ist. Es geht vielmehr um die Möglichkeit, vielfältige Aufgaben im Gemeinwesen zu übernehmen. Und zwar genau da, wo plurale Trägerstrukturen nicht mehr finanzierbar sind.

Mit dem Wissen um die Chancen, die Krisen innewohnen, könnten kulturpolitische Strategien der Leitwolf für Veränderungsprozesse werden, könnten diese vordenken und Mehrheiten für deren Umsetzung mobilisieren. Was wir brauchen ist daher mehr als ein Kampf um den Erhalt von Strukturen. Wir brauchen Visionen, diese Strukturen neu zu denken und aus einem Kulturland eine Kulturgesellschaft wachsen zu lassen. Eine kulturell gebildete Gesellschaft, die auch die Potentiale von Kreativität, Solidarität, Selbstbefähigung und Verantwortungsübernahme ausschöpft. Die Antwort kann also nicht Rückbau heißen, sondern Umbau, vielleicht sogar Neubau aber dies konsequent vom Menschen her gedacht.

Literatur

- Göschel, Albrecht: Demographischer Wandel – Chance oder Bedrohung? Vortrag auf dem 3. Sächsischen Fachtag Soziokultur am 28.11.2012. in Leipzig.
- Groschopp, Horst: Der singende Arbeiter im Klub der Werktätigen. Zur Geschichte der DDR-Kulturhäuser. In: MKF Ostdeutsche Kulturgeschichte. Jahrgang 16. Heft 33. Berlin 1993.
- Groschopp, Horst: Kulturhäuser in der DDR. Vorläufer, Konzepte, Gebrauch. Versuch einer historischen Rekonstruktion. In: Ruben, Thomas; Wagner, Bernd. (Hrsg.) (1994): Kulturhäuser in Brandenburg. Eine Bestandsaufnahme. Potsdam: Verlag für Berlin Brandenburg 1994.
- Groschopp, Horst: Gab es in der DDR Soziokultur? In: Arbeitsgruppe Soziokultur im Freistaat Sachsen /SMWK /Regierungspräsidium Sachsen / LAG soziokultureller Zentren / Kulturpolitische Gesellschaft (Hrsg.) Soziokultur in Sachsen. Analysen, Anmerkungen, Ausblicke. 1994.
- Groschopp, Horst: Breitenkultur in Ostdeutschland. Herkunft und Wende – Wohin? In: Aus Politik und Zeitgeschichte B11. 2001.
- Knoblich, Tobias: Das Prinzip Soziokultur. Geschichte und Perspektiven. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 11/2001.
- Knoblich, Tobias: Soziokultur in Ostdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 5/2003.
- Kröhnert, Steffen; Klingholz, Reiner: Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. 2007.
- Kruse, Andreas: Alternde Gesellschaft – eine Bedrohung? Berlin – Soziale Arbeit kontrovers Bd. 2; Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. 2013.
- Landesverband Soziokultur Sachsen e.V. :Soziokultur in Sachsen – 2013. Dresden 2013.
- Pallas, Anne: Soziokultur, Volkskultur – Breitenkultur. Eine Analyse breitenkultureller Konzepte in der DDR und der BRD. Unveröffentl. Masterarbeit an der Dresden International University 2010.
- Pallas, Anne; Gaede, Andrea: Soziokultur in Sachsen – Zwischen Müsliromantik und Kulturhausvergangenheit; Vortrag im Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst im Rahmen einer Mittagsbegegnung am 30.01.2012.
- Schramm, Christian: Der Mensch geht – der Wolf kommt? Ein Beitrag aus kommunalpolitischer Sicht. Vortrag auf der Tagung „Schneller, Höher, Älter – Sachsen 2030“ in Dresden am 20.11.2013.
- Sievers, Norbert; Wagner, Bernd (Hrsg.): Blick zurück nach vorn. 20 Jahre Neue Kulturpolitik. Hagen: Kulturpolitische Gesellschaft 1994.

Internetquellen

- http://www.landtag.sachsen.de/dokumente/sab/20110114-StatistikDeutsche_und_auslaendische_Bevoelkerung_nach_Landkreisen.pdf (21.11.13)
- <http://www.mdr.de/mdr-info/abwanderung-sachsenanhalt102.html> (20.11.13)